

Motivlagen von Pegida-Anhänger/-innen erforschen mittels Fokusgruppen

Lars Geiges

Beitrag zur Ad-Hoc-Gruppe »Pegida und Co. – neue rechte Bewegungen in Deutschland«

Sich mit Protesten und Bewegungen zu befassen ist nicht immer ganz einfach. Bewegungen heißen Bewegungen, weil sie sich bewegen. Die Zusammensetzung der Anhängerschaft, die Führungsgruppen, die Protestziele, die innere Organisation insgesamt, die Symbolik und Semantik, die Slogans – all das kann sich teils über Nacht ändern, verworfen, abgeändert werden, sich radikalieren oder eben auch pazifizieren. Offizielle Programme, Satzungen gibt es (meistens) keine. Protokolle und Mitschriften sind oft rar. Das Informelle bestimmt oft das Innenleben vieler Protestbewegungen, was immer auch zugleich Stärke und Schwäche von Protestbewegungen ist.

Und diese zum Teil nervösen, aufgeregten, vielleicht auch aufgeputschten Protestbewegungen setzen sich wiederum mit Politik und Gesellschaft in ein Verhältnis, das sich wechselseitig bedingt. Das eine ist nicht ohne das andere denkbar. Verhalten und Handeln der einen Seite wirkt sich aus auf die andere. Hinzu kommt eine mediale Öffentlichkeit, die diese Debatten aufnimmt, zuspitzt oder überhaupt erst entfacht. Dann ist die Rede schnell von neuen Protestwellen, die über uns hereinbrechen, von Demagogen und Hasspredigern. Man hat es mit jeder Menge Aufgeregtheiten, mit Emotionen, Empörung, auch mit Verletzungen, Sorgen und Enttäuschungen zu tun. Das gilt und galt für viele Protestbewegungen in der Geschichte der Bundesrepublik – auch für die Proteste der „Patriotischen Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes“ (Pegida), aus denen sich ab Herbst 2014 eine „lokale soziale Bewegung mit bundesweiter Ausstrahlung“ (Nachtwey 2015) entwickelte.

Doch nicht um das (sehr kurze) Auf und das (rasche und anhaltende) Ab der Bewegung soll es im Folgenden gehen. Die Entwicklung, die Mobilisierung, die Organisationsstrukturen sowie die Schismen der Protestbewegung um den Dresdner „Frontmann“ Lutz Bachmann sind insbesondere für das erste Jahr des Bestehens von Pegida überaus umfangreich ausgeleuchtet und an mehreren Stellen zusammengetragen worden (Geiges et. al. 2015; Vorländer et. al. 2016; Patzelt, Klose 2016; Rehberg et. al. 2016). Während Heim (2017) in seiner Studie auf Diskurse und Symboliken fokussiert, um Wechselwirkungen und Abgrenzungen zwischen Pegida, Politik, Medien und Wissenschaften herauszuarbeiten, analysieren die oben genannten Studien zuvörderst die Bewegung selbst, ihre Losungen und Forderungen, ihre zentralen Akteure sowie ihre Anhängerschaft, um auf diesem Weg Erklärungen des Protestphänomens zu formulieren. Gleich mehrere Forscher waren im Winter 2014/2015 „im Feld“, beobachteten Pegida-Demonstrationen, führten Interviews mit Pegida-Sympathisanten durch. Die methodischen Herangehensweisen der vier Forscherteams aus Berlin (Dieter Rucht), Dresden (Hans Vorländer sowie Werner Patzelt) und Göttingen (Franz Walter) unterschieden sich zwar im Einzelnen, setzten jedoch jeweils auf das Instrument der Demonstrationsbefragung, um mehr über den Typus des „Pegidisten“ zu erfahren, die sozialstrukturellen Hintergründe, politische Präferenzen und Einstellungslagen

(vgl. Reuband 2015). Dass die Methode der Demonstrationsbefragung – unabhängig davon, ob sie postalisch und/oder online durchgeführt wird – insbesondere bei teils sehr ablehnend eingestellten Kundgebungsumgebungen an Grenzen stößt, ist seit langem bekannt. Im Zuge der verschiedenen Befragungen während Pegida-Demonstrationen ist folglich auch die Qualität der Stichproben mehrfach problematisiert worden (vgl. Teune, Ullrich 2015). Unbeachtet dieser methodischen Schwierigkeiten, die im Forschungsprozess reflektierend Berücksichtigung zu finden haben, können Demonstrationsbefragungen aufschlussreiche Einblicke unter anderem in die sozialstrukturellen Zusammensetzungen der Teilnehmerschaft liefern sowie frühe Hypothesen testen, die aus der Literatur und/oder vorangegangenen Beobachtungen entwickelt wurden. Zielt man auf die Motivlagen der Demonstranten ab, reicht die Vor-Ort-Umfrage auf den Plätzen nicht hin. Qualitative Verfahren müssen sich anschließen, um die Beweggründe und Antriebsmomente von Protestierenden zu ergründen (vgl. Klecha et. al. 2013). Denn nicht die Bewegung selbst, allenfalls indirekt, sondern ihre Anhänger/-innen stehen dabei im Mittelpunkt. Das Göttinger Institut für Demokratieforschung verfügt über vielfältige Erfahrung in der Kombination von problemzentrierten Einzelinterviews und Gruppendiskussionen mit Demonstranten und Protestaktivisten (Marg et. al. 2013; Geiges 2014; Butzlaff 2016), auf denen cum grano salis auch die Exploration der Einstellungslagen der Pegida-Anhänger/-innen aufbaute. Der vorliegende Beitrag hat zum Ziel, sich mit einem Teilkomplex des methodischen Settings auseinanderzusetzen und diese vorzustellen, der Fokusgruppe. Zwei übergeordnete Fragen leiten dabei die Betrachtung: Inwiefern eignet sich die Methode, um die Motive von Demonstranten im Allgemeinen und Pegida-Anhänger/-innen im Besonderen zu erforschen? Und wie lauten die zentralen Befunde der von uns in Sachsen durchgeführten Fokusgruppen mit Pegida-Demonstranten? Darum soll es im Folgenden gehen.

Zunächst grundsätzlich zur Methode der Fokusgruppe: Während im Einzelinterview politische Lebensgeschichten, Interessen und individuelle Einstellungen des Befragten im Vordergrund stehen, zielt die Fokusgruppe, die hier wie im Folgenden als Form der Gruppendiskussion verstanden wird – vornehmlich darauf, kollektive Sinnproduktionen zu ermitteln. Es geht darum, geteilte Orientierungen der Aktivisten zu erforschen. Ihre Werte, Normen, ihr Relevanzsystem zu ermitteln und danach zu fragen, inwiefern dies für die Aktivisten einen handlungsleitenden Charakter besitzen könnte. Im konkreten Fall stellt sich die Frage, ob Gesellschafts- und Gruppenprozesse den Protest möglicherweise überhaupt erst manifest haben werden lassen, ob sie unter Umständen zu einer Radikalisierung befördern. Es überrascht durchaus, wie wenig Beachtung die sozialwissenschaftliche Protest- und Bewegungsforschung dieser Erhebungsmethode widmet, sind doch ihre Erträge hoch, was andere Teilbereiche der Soziologie, Psychologie, Pädagogik und Ethnologie erkannt haben. Sie haben längst begonnen, das Verfahren für ihre Fächer zu systematisieren, um den Erkenntniswert weiter zu steigern. Auch wenn überdies auffällt, dass selbst Standard-Handbücher zur qualitativen Sozialforschung die Methode der Gruppendiskussion lange Zeit mit nur wenig Emphase beschrieben und auf verhältnismäßig wenigen Seiten abarbeiteten (Mangold 1973; Flick 1995), erscheint doch die weit anhaltende Distanz gegenüber diesem Erhebungsverfahren unverständlich. Schließlich gleicht das Format bereits vom Aufbau her einer jeden (politischen) Diskussionsrunde im Ursprung und sollte bei Soziolog/-innen und Politikolog/-innen, die selbst an Podien teilnehmen, Kolloquien moderieren, Seminargespräche leiten und politische Talkshows verfolgen, keine Fremdheiten auslösen. Denn das Prinzip der Gruppendiskussion ist simpel: Eine Gruppe von (zuvor ausgewählten) Menschen kommt zusammen, um miteinander (zuvor ausgewählte) Themen zu diskutieren. Ein Gesprächsleiter moderiert diese Diskussion. Vereinfacht formuliert: Es ist der Nachbau einer Art Stammtisch, der um ein oder mehrere Moderator/-innen erweitert wird. Die Überlegung, diesen gezielt zu politisieren, das Gesagte und das Verhalten der Befrag-

ten untereinander zu beobachten und zu analysieren, um daraus Hypothesen über beispielsweise Politikeinstellungen und -wahrnehmungen der Bürger/-innen zu generieren, liegt nahe, doch wird hierzulande bis heute nur vereinzelt aufgenommen.¹

Womöglich tut sich soziologische Protestforschung, die selbst nur wenig institutionell verankert ist, nach wie vor schwer mit der Methode, weil sie die Fokusgruppe in der Markt-, Medien-, Meinungs- und Konsumforschung verhaftet sieht. Tatsächlich kommt sie dort seit langem routiniert zum Einsatz. Von Kundenbefragungen vor Produkteinführungen über Akzeptanzforschung bis hin zu Werbewirkungsforschungen hat sich hier – wirtschaftsnah und meist profitabel – ein professioneller wie kreativer Zweig der Sozialforschung entwickelt, von dem aus jedoch nur relativ wenig Wissen in die wissenschaftliche Methodendebatte zurückfließt (vgl. Lamnek 1995: 129). Die Gruppendiskussion wird vielleicht auch deshalb wahlweise abwertend als „quick and dirty“ oder als „quick and easy“ (Schulz 2012: 9) beschrieben – sie sei schnell durchführbar, und es entstünde (zu) wenig Nachvollziehbarkeit bei der Präsentation der Resultate. Dabei fußt die Methode auf dem Konzept des fokussierten Interviews, das Merton und Kendall entwickelt haben (vgl. Krueger, Casey 2000). Grundlegend für den Einsatz von Gruppendiskussionen ist die Überzeugung des Forschers, die Gruppe als „Mikrokosmos der Gesellschaft“ (Kühn, Koschel 2011: 53) zu verstehen und zu deuten. Es liegt die Annahme zugrunde, dass Menschen im Wesentlichen in Gruppen leben und handeln. Weder Alltag, Biografie, noch Einstellungen und Entscheidungen lassen sich ohne Gruppenzugehörigkeiten und ihre Einflussfaktoren denken und erklären (vgl. Sader 2002: 19). Das selbstständig handelnde und entscheidende Individuum ist folglich „als eine verzerrte Darstellung sozialer Realität zu betrachten“ (Kühn, Koschel 2011: 53). Teilnehmende an Gruppendiskussionen fungieren als Repräsentant/-innen sozialer Gruppen, die im Falle der vorliegenden Betrachtung aus Pegida-Demonstranten bestand.

Dabei geht es bei den Fokusgruppen nicht darum, ein Parallelinterview mit mehreren Menschen zu führen. Es geht weder um das Auszählen von einzelnen Meinungen noch um das bloße Notieren des Gesagten. Es geht darum, die Weltsicht der Teilnehmenden zu verstehen mit ihren Wertvorstellungen, Deutungsmustern und Selbstverständnissen. Wertvolle gruppendynamische Prozesse, die im Verlauf jeder Diskussion wirken, beeinflussen ihr Engagement und die Auskunftsbereitschaft gegenüber den Forschenden günstig. Zudem sollen das Interaktionsgeschehen der Gruppe erfasst und auf Wirkungszusammenhänge analysiert, geteilte Erfahrungsräume erkundet werden sowie komplexe Einstellungen, Wahrnehmungen, Gefühls-, Bedürfnis- und Motivationszusammenhänge von Menschen und Gruppen erforscht werden (Kühn, Koschel 2011: 33). Dafür muss die Perspektive, aus der heraus die Teilnehmenden sprechen, berücksichtigt werden. Dann können Gruppendiskussionen gemeinsame Wissensbestände der Befragten sichtbar machen, kollektive Sprachmuster zeigen, übergreifende und verbindende Argumentationslinien der Befragten erklärbar machen. Sie geben in alltagsähnlichen Gesprächspassagen Hinweise auf herrschende Tabus und geltende Common-Senses, auf Codes, einende Bezugsrahmen, gemeinsame Deutungsweisen, tragende Erzählungen und gruppeninterne Aushandlungs- und Entscheidungsabläufe sowie auf den Umgang der Befragten miteinander, auf ihre Selbstwahrnehmung und ihre Inszenierungs- und Mobilisierungstechniken. Die Möglichkeiten sind vielfältig, das Erkenntnispotenzial ist groß. Die Gruppendiskussion ist „der Staatssekretär unter den Methoden“, wie Thomas Kühn und Kay-Volker Koschel (2011: 13) in ihrem *Praxis-Handbuch* schreiben. So kann sie auch im Zusammenspiel mit anderen Methoden überaus effizient und effektiv eingesetzt werden, doch muss sie im Forschungsprozess sinnvoll eingebettet werden. Das eigene Vorgehen muss daher

¹ Natürlich mit Ausnahmen: vgl. beispielsweise Loos (1998).

besonders stark reflektiert werden. Ein allgemein anerkanntes Rezept für Design und Auswertung gibt es nicht. Eine gute Planung und vorausschauende Organisation ist unablässig. Zentral ist in diesem Zusammenhang die Ausgestaltung des Gesprächsleitfadens. Die Vorgehensweise, Gruppendiskussionen mit solchen Leitfäden zu strukturieren und damit als Forschende in den Ablauf der Gesprächsrunden einzugreifen, ist nicht unumstritten. Während auf der einen Seite das Prinzip der Offenheit im qualitativen Forschungsprozess dadurch gefährdet gesehen wird, wird auf der anderen Seite die Forschungsökonomie betont, das Argument der Fokussierung auf relevante Forschungsfragen und das Bestreben nach Vergleichbarkeit als Begründung für die Verwendung eines thematischen Leitfadens angeführt (vgl. Mack, Tampe-Mai 2012). Für die vorliegende Arbeit wurde mit einem teilstandardisierten Leitfaden gearbeitet. Eine auch aus forschungspraktischen Erwägungen sinnvolle Vorgehensweise, wenngleich der Leitfaden freilich nicht als unveränderlich betrachtet wurde. Er stellte sicher, dass alle forschungsrelevanten Themen und Fragestellungen Erwähnung fanden, ist jedoch kein Fragekatalog gewesen, der abzuarbeiten war. Vielmehr wurde er bereits während der Konzeption als bewusst unvollständig angesehen, als im Forschungsprozess veränderbar und während der Gesprächsrunden flexibel einsetzbar mit der Absicht, Diskussionsverläufe und -ziele nicht zu determinieren. Es herrschte eine gewollte Beweglichkeit, jedoch keine Beliebigkeit im Umgang und bei der Auslegung des Leitfadens. Die anzusprechenden Themenblöcke wurden entwickelt, um auf bestimmte Forschungsfragen Hinweise auf mögliche Antworten zu erhalten, und waren also von konkreter Bedeutung für das Vorhaben. Insofern handelte es sich nicht um eine offene Gruppendiskussion, sondern um eine strukturierte, eine fokussierte, in der jedoch den einzelnen Teilnehmenden Freiräume zum Erzählen und Assoziieren geboten wurden.

Die durchgeführten Gruppendiskussionen dauerten etwa zweieinhalb Stunden. Selbstläufigkeit im Diskurs war vorrangiges Ziel. Die Teilnehmenden sollten (miteinander) ein Gespräch führen, in dem die Gruppe sich ihre gemeinsamen Erfahrungsdepots in Erzählungen und Beschreibungen vergegenwärtigt und rückversichert, sich dabei nicht nach dem Relevanzsystem der Moderation richtet, sondern nach dem eigenen (Bohnsack et. al. 2006: 76). Spontane Äußerungen zu erhalten, die „aus dem Bauch“ heraus getätigt werden, war das Ziel. Eine entscheidende Rolle zum Gelingen der Gruppendiskussion nimmt zweifelsfrei der Moderator ein, der über eine Reihe von Eigenschaften und Fähigkeiten verfügen sollte (Benighaus, Benighaus 2012; Sperling et. al. 2007; Krueger 1998). Er sollte nahe an der Alltagssprache formulieren, locker, aber seriös die Balance zwischen Distanz und Beteiligung finden. Er sollte sich offen, souverän, unparteiisch und prozessorientiert geben, mit Empathie auf die Teilnehmenden zugehen können und zudem analytisch denken. Gesagtes sollte er im Kopf während der Gruppendiskussion bereits einer ersten spontanen Auswertung unterziehen und daraus schlussfolgern, gegebenenfalls mit Nachfragen reagieren, um Präzisionen bitten, unter Umständen und sofern Erkenntnisgewinn ausgemacht werden kann, sollte er Themenblöcke ausweiten, verkürzen oder vorziehen. Der Moderator sollte zudem die Dynamik im Auge haben, Phasen der Konformität erkennen, „Schweiger“ integrieren und „Vielredner“ bremsen. Er sollte den Leitfaden verinnerlicht haben und die entsprechenden Fragetechniken beherrschen, die vornehmlich von offenen zu vertiefenden Fragestellungen überleiten. In der Literatur werden immer wieder negative Moderator/-innen-Effekte im Hinblick auf Gruppendiskussionen benannt. Dass diese jedoch größer sein sollen als beispielsweise beim Einzelinterview, dafür finden sich indes keine Belege (Schulz 2012: 17).

Die Kontaktaufnahme infrage kommender Gesprächspartner/-innen wurde von den Forschenden – im Umfeld der Pegida-Kundgebungen selbst vorgenommen. Während diesem Rekrutierungsprozess wurden zunächst Auskünfte etwa über Alter, Bildung, Geschlecht, Einkommen und Herkunft eingeholt sowie im Rahmen eines Kurzinterviews vor Ort die grundsätzliche Teilnahmebereitschaft, an einer

Fokusgruppe zu partizipieren abgefragt. Die tatsächliche Auswahl mit anschließender Einladung zur Fokusgruppe fand dann nach einem *most-different*-Prinzip statt: Frauen und Männer sollten möglichst gleichermaßen an den Runden teilnehmen wie Senioren und junge Erwachsene aus der Stadt und aus der Peripherie, Personen mit vergleichsweise hohem und eher geringem Einkommen, einem formal hohen sowie einfachen Bildungsabschluss. Dadurch gelang es, eine höchstmögliche Vielstimmigkeit auf der Grundlage soziostruktureller Angaben für die Fokusgruppen sicherzustellen, einen Überhang von Teilnehmenden zu vermeiden, die besonders auskunft- und teilnahmefreundlich uns gegenüber eingestellt waren, gleichwie selbstredend davon auszugehen ist, dass Teile der Demonstranten sich jedweden Befragungen entzogen. Das Verfahren war auch deshalb sinnig, weil vorab mittels Onlinebefragungen das sozialstrukturelle Profil des Pegida-Demonstranten bereits relativ deutlich umrissen werden konnte, parallel durchgeführte Studienergebnisse bestätigten ihre Befunde im Kern gegenseitig (Patzelt 2015; Rucht et. al. 2015; Vorländer et. al 2015; Walter 2015). Den genannten Studien zufolge wurden die Pegida-Demonstrationen zum Zeitpunkt der Befragungen vor allem von männlichen Demonstranten getragen, die älter als 45 Jahre waren, über mittlere bis gehobene (Aus-)Bildungsabschlüsse und Haushaltseinkommen verfügten, keineswegs einem sozial ausgegrenzten Prekariat angehörten – gleichwie es den einen typischen Pegida-Unterstützer freilich nicht gibt.

Doch was motivierte die Demonstranten? Um hierauf Antworten zu können, war es erforderlich, die Sicht der handelnden Menschen zu beschreiben, zu analysieren, darzulegen, um von „innen heraus“ die Lebenswelt der Akteure zu erfassen (Flick et. al. 2007: 14). Denn Protestbewegungen bestehen aus einem dichten Gefüge aus Kommunikation, Interaktion, Beziehungen, Entscheidungen, Organisationen. Vor allem aber: Sie werden von Menschen gemacht. Sie sind es, die – zunächst jeder für sich – die Entscheidung treffen, sich zu beteiligen, auf die Straße zu gehen oder an einer Versammlung teilzunehmen. Sie sind es, die innerhalb ihrer Gruppen (Protest-)Themen auf das Tapet bringen, zumindest aber Zustimmung signalisieren, die mit ihren jeweiligen Vorerfahrungen, individuellen Wissensbeständen und Fähigkeiten, sich von den Ideen der Bewegung angesprochen fühlen, Bestandteil einer Gruppe werden; diese mehr oder weniger beeinflussen, dabei aber natürlich auch von ihren Dynamiken selbst erfasst werden, individuell geprägt und beeinflusst werden.

Doch zurück zu den Pegida-Aktivist*innen, die wir für unsere Fokusgruppen gewinnen konnten: Im Folgenden sollen nun die Ergebnisse der Fokusgruppen zusammenfassend präsentiert werden (vgl. Geiges et al. 2015: 92ff.). Es stellte sich heraus, dass der Heimatbegriff für die von uns Befragten eine enorme Bedeutung besaß. Man vertrat die Auffassung, in einer ganz außergewöhnlichen Stadt zu leben, die ein charakteristisches Miteinander auszeichne, deren Einwohner/-innen große Übereinstimmungen in ihren Wesensarten, Lebensstilen und Überzeugungshaushalten zeigten und die sie – trotz aller geschichtlichen Volten – im Kern konservieren konnten. Es entstanden schwärmerische Erzählabschnitte: von Dippoldiswalde in der Sächsischen Schweiz, dem Erzgebirge, wo man so wunderbaren Schnee und herrliche Wanderrouten vorfinde, vom nahen Meißen, das für seine Porzellanmanufaktur weltbekannt sei, von den Landschaften der „wunderschönen Lausitz“, dem Barockschloss Moritzburg, von der geringen Entfernung zur „Tschechoslowakei“, und von Radebeul, der dortigen Weinstraße, „dem eigentlich Schönsten von Dresden“. Das alles erreiche man sehr schnell von Dresden aus, gehöre praktisch dazu, wenn man in der Elbstadt lebe. Ein Teilnehmer brachte es zusammen: „Sie können in jeden Bereich eingreifen: Kultur, Geschichte, die Stadt ist phänomenal.“

Neben der oben ausgeführten Betonung von Kultur und Natur verlief die zweite stark ausgeprägte Erzähllinie der Befragten entlang einer als besonders herausgestellten sächsischen Mentalität(-sgeschichte), die Land und Leute nach wie vor prägt, die Anschauungen formt, die Menschen macht. Hier stand als Ausgangspunkt zunächst die Konfession. „Ich bin überzeugter Dresdner“, „Ich bin mili-

tanter Sachse“ und „Ich bin bekennender Sachse“ waren Kurzsätze, die in unseren Runden geteilt wurden, die bei den Mitdiskutanten stets auf wohlwollendes Verständnis stießen und die von den Rednern selbst zumeist als eine auf wenige Worte verdichtete Einleitung formuliert wurden. Es schlossen sich breite Erzählpassagen über das Sächsische an. Im Gegensatz zu vielen anderen Regionen – mit Ausnahme Bayerns – besäßen die Sachsen „ein ziemliches Selbstbewusstsein“. Man sei „lokalpatriotischer“, verfüge (noch) über eine „eigene Identität“, sei sich dieser bewusst – ein Befragter betonte, dass seine Vorfahren bis zum Jahr 1602 aus Sachsen stammten –, vor allem aber: Man sehe die Dinge klarer als andere. „Der Sachse ist helle“, beschrieben mehrere Teilnehmende unabhängig voneinander, was sie damit meinten. Mit viel Vernunft, Wissen, Weitblick und auf Erfahrung basierender Umsicht vermöge es der Sachse, bewiesenermaßen früher und exakter gesellschaftliche Schieflagen wahrzunehmen sowie diese prägnanter und pointierter zu formulieren. Kürzer und in den Worten der Befragten: Der Sachse „sieht, wenn etwas nicht normal ist“. Und mit dieser Haltung verbunden sei auch ein ganz besonderes Zusammengehörigkeitsgefühl, das das Miteinander in Dresden sowie in Sachsen im Allgemeinen auszeichne – offen, ehrlich und noch nicht so sehr auf den eigenen Vorteil bedacht wie andernorts.

Heftige Kritik entlud sich an den Medien, den „Mainstreammedien“ oder den „Systemmedien“, wie die Befragten sie nannten. Ihre Berichterstattung sei mit ein Auslöser zum Protest, folgt man den Befragten. Für die etablierten Zeitungen, Medienhäuser und Sendeanstalten hatten sie nichts übrig. Die Ablehnung war kategorisch, gefestigt, geradezu eine Abscheu, die teils mit Gereiztheit zur Schau gestellt wurde. „Ich kann mich noch an früher erinnern“, sagte ein Dresdner Pegida-Anhänger, „es hieß immer Journalismus – Fakten, Fakten, Fakten. Heute nur noch Meinung, Meinung, Meinung.“ Längst habe sich, so die Ansicht in unseren Gesprächsrunden, ein Konglomerat sich andienender Berichterstatte gebildet, das die entscheidenden Positionen im medialen Betrieb bestimme, besetze und von hier aus die veröffentlichte Meinung auf Geheiß des von Lobbymächten gelenkten Staates orchestriere. Statt objektiver Berichte bekomme man „Einheitsbrei“ zu lesen, zu hören und zu sehen, dem nur scheinbar verschiedene Auffassungen untergerührt würden. Echte Alternativen seien Mangelware. Die Medien seien gekauft, ein abgekartetes Spiel, ein „einziger Lügenhaufen“, in dem manch einer gar ein „Propaganda-Welt“ sah. Immer wieder diene als Beispiel die Berichterstattung über Russland und den Konflikt in der Ukraine. Doch die Befragten hätten das durchschaut. Einmal aufgeklärt wendeten sie sich durchaus akribisch und überaus intensiv alternativen Informationsquellen zu – YouTube-Channels, zahlreiche politische Blogs, der Wochenzeitung *Jungen Freiheit*.

So nahm an den Fokusgruppen auch nicht auf der Typus des apathisch-desinteressierten Nichtwählers teil, sondern überaus politisch interessierte und informierte Menschen, die allerdings höchst unzufrieden waren mit dem Ist-Zustand der Demokratie hierzulande. Die Herrschaft des Volkes sei nicht mehr gegeben, weil „Systempolitiker“ im Verbund mit Lobbygruppen regierten. Hier sei das System von Grund auf fehlerhaft. Politiker/-innen hätten im Gegensatz zum Volk nicht die Weitsicht, Entscheidungen auf ihre Zukunftsfähigkeit hin zu beurteilen. Sie seien viel zu sehr damit beschäftigt, ihre Wiederwahl zu organisieren. Längst hätten sie sich darüber von den Wähler/-innen entkoppelt und machten Politik an den Leuten vorbei. Eine „Politiker-Kaste“ sei entstanden. Die von uns Befragten forderten vehement „ein Korrektiv“, wie sie sagten, in Form von „echter Demokratie“ durch Volksabstimmungen und Volksentscheiden auch auf Bundesebene.

Doch das erscheint den Befragten in weiter Ferne. Zu undurchdringlich sei das Geflecht aus Politik und Wirtschaft. Angela Merkel sei als „kinderlose“ Kanzlerin gar nicht in der Lage, „generationsübergreifende Weichenstellungen“ vorzunehmen. Joachim Gauck rede von Freiheit, kneife aber, wenn es mal ernst wird. Und auch mit den Landes- und Stadtpolitiker ging man hart ins Gericht. Die Kritik rich-

tete sich an Personen. Einzige Ausnahme: Bündnis 90/Die Grünen. Grünen-Politiker/-innen sind als Repräsentant/-innen der Political Correctness das Feindbild schlechthin für die Pegida-Anhänger/-innen. Eine „Kriegstreiberpartei“, die sich von der Waffenlobby bezahlen lasse, die gegenüber unlieb-samen Meinungen Hetze betreibe.

Doch ganz so undifferenziert blicken nicht alle Befragten auf ihre politischen Vertreter/-innen. So fänden sich in einigen Parteien beispielsweise „viele gute Politiker“. Einige Befragte seien lange „Mer- kel-Fan“ gewesen. Das ist man nun allerdings nicht mehr. Jedoch befanden mehrere Befragte Heiner Geißler für patent. Der bringe es auf den Punkt, sei klug und vertrete seine eigene Meinung. Auch mit den Politiker/-innen, die den Sächsischen Freistaat nach der Wiedervereinigung wieder „aufgebaut“ und sich „um das Land verdient gemacht“ hätten, habe man viel Glück gehabt. Insbesondere „König Biedenkopf“ sei noch so ein „richtiger Herrscher“ gewesen. Auch Sigmar Gabriel schätze die Situation richtig ein und wurde daher ebenso mehrmals als positives Beispiel erwähnt.

Doch auch die teils harschen Kommentare auf pegidafreundliche Aussagen von Politikern würden zeigen, dass echte Meinungsfreiheit nicht mehr gegeben sei. Sprechverbote würden den demokrati- schen Diskurs limitieren, waren die von uns Befragten überzeugt. Das galt auch und gerade bei den Themen Zuwanderung und Asyl. Das Ausgangspunkt hier: Integration klappt. Das „halbe Ruhrgebiet“ sei polnisch. Wer vor Krieg fliehe, sei in Deutschland immer willkommen. „Im Zweifel haben wir alle einen Migrationshintergrund.“ Die Kritik der Befragten fokussierte auf eine gezielte Zuwanderungspoli- tik, auf die gänzlich verzichtet werde könne, sowie auf die derzeit gängige Praxis, wonach in den Augen der Befragten „die falschen Menschen“ ins Land gelassen würden – vor allem eben, so die Befragten, wären das „Türken und Araber“. Diese neigten dazu „Parallelkulturen“ auszubilden, unter sich bleiben zu wollen und viele Kinder zu bekommen, wodurch die „Islamisierung“ Deutschlands vorangetrieben werde. Sie brächten ihre „Eigenarten“ mit, wollten diese auch ausleben.

Hier – an „den Moslems“ und „dem Islam“ – entlud sich heftige Kritik, die ressentimentbeladen, vorurteilsbehaftet, teils aggressiv, stark ablehnend bis feindselig vorgetragen wurde. Nur selten kam es in den Runden während dieser Erzählstrecken zu Widersprüchen anderer Diskussionsteilnehmer, die sich dann auch kaum an der grundsätzlichen antimuslimischen Stoßrichtung, als lediglich an der Heftigkeit der Forderungen und Ausdrucksweisen festmachten.

So stand für einen Leipziger Teilnehmer beispielsweise fest, dass Muslime, die nach Deutschland kommen, sich „komplett assimilieren, germanisieren und am besten noch christianisieren“ müssten. Der Islam wurde in der Summe als kulturell rückständig, als gewalttätig und als gefährliche politische Überzeugung dargestellt, deren Gläubige die Welt zu unterjochen gewillt sind, ja, von ihrer Religion dazu beauftragt seien. Das habe man – im Gegensatz zum „Meinungsmainstream“ – erkannt. Und dagegen gehe man an. Schluss mit dem „Religionsbonus“ und den „Sondersachen“ im Namen der Toleranz. Es müsse vielmehr kontrolliert werden, was in den Moscheen hierzulande gepredigt werde, und bei Verstößen dann eben „massiv“ vorgegangen werden.

Von den Befragten wahrgenommene Sorgen und Ängste, die realen Verlustempfindungen waren zwar für sich genommen überaus heterogen und vielschichtig, doch wurden sie in verschieden starker Ausprägung auf „den Islam“ und „die Moslems“ übertragen. Das Bild des „Christlichen Abendlandes“, das auf den Pegida-Kundgebungen meist zum „christlich-jüdischen Abendland“ erweitert wurde, dien- te dann der Kenntlichmachung des anderen. Es sollte anzeigen, wer eben nicht dazu gehört – und das ist in den von uns durchgeführten Fokusgruppen „der Islam“ gewesen. Hier wird ein sich aus vielen Quellen speisender Frust umgepolt und gegen eine gesellschaftliche Minderheit gerichtet. An den Themen Zuwanderung, Asyl und Integration zündeten sie dann besonders stark.

Die durchgeführten Fokusgruppen verdeutlichen zusammenfassend, dass das Protestphänomen Pegida möglicherweise Ausdruck eines neuen *Cleavages* ist, einer sich abzeichnenden neuen gesellschaftlichen Konfliktlinie. Auf der einen Seite wären, sofern sich diese These unterfüttern lässt, dann da die „neuen Kosmopoliten“, die der Zukunft optimistisch entgegenblicken – sowohl in Bezug auf ihre eigene Entwicklung als auch im Hinblick auf die Gesellschaft insgesamt. Diese Gruppe profitiert von den neuen Möglichkeiten der Internationalisierung und genießt die Globalisierung des kulturellen Lebens. Auf der anderen Seite gibt es soziale Gruppen, die ihre eigenen Lebenschancen und Aufstiegsmöglichkeiten – und die ihrer Kinder – weit weniger optimistisch beurteilen. Sie sind besonders pessimistisch oder auch wütend über die in ihren Augen enormen Veränderungen. Nicht nur die Globalisierung, sondern auch neue Technologien scheinen die neue soziale, kulturelle und psychologische Kluft vertieft zu haben. Und sie misstrauen Politikern zutiefst. Diese Kluft verläuft genau durch die Mittelschichten – und damit durch einen Großteil der sozialdemokratischen und christdemokratischen Wählerschaft, wie die niederländischen Politikwissenschaftler Frans Becker und René Cuperus (2011: 6) schreiben. Verstehen müsse man, dass nicht Paranoia und Xenophobie Populismen anheizen, sondern es gelte überdies einzusehen, „dass Populismus in der Wirklichkeit fußt“ (Cuperus 2014), insofern hinweisgebend auf gesellschaftliche Schief lagen ist. Denn Populisten reüssieren immer dann, wenn in einer Gesellschaft etwas nicht stimmt, wenn die staatlichen Repräsentativorgane an Beziehungen zu den Bürger/-innen verloren haben, wenn der Souverän oder Teile davon mit der etablierten politischen Klasse fremdelt, wenn sich ganze Gruppen von den verborgen operierenden Netzwerken und Aushandlungssystemen der Politik ferngehalten, wenn sie sich kulturell enteignet, vor allem: wirtschaftlich betrogen fühlen. Populisten brauchen den Resonanzboden der Deformation (Walter 2014). Entbindungs- und Entfremdungs- sowie spirituelle Vakanz, wie sie auch in den Fokusgruppen offenkundig wurden, bilden seine Voraussetzung. Er erhält Zulauf in gesellschaftlichen Räumen, die durch den Zerfall von zuvor die Lebenswelt prägenden Vergemeinschaftungen und Normen sozialkulturell entleert wurden. Populismus und geistige Obdachlosigkeit sowie organisatorische Verwaisung und politische Heimatlosigkeit gehören zusammen. Insofern war es kein Zufall, dass der Pegida-Protest sich in Sachsen konzentrierte.

Literatur

- Becker, F., Cuperus, R. 2011: Die Sozialdemokratie in den Niederlanden. Friedrich-Ebert-Stiftung, Internationale Politikanalyse.
- Benighaus, C., Benighaus, L. 2012: Moderation, Gesprächsaufbau und Dynamik in Fokusgruppen. In M. Schulz, B. Mack (Hg.), Fokusgruppen in der empirischen Sozialwissenschaft. Wiesbaden: VS, 111–132.
- Cuperus, R. 2014: Das Versagen der selbstgerechten Eliten. Berliner Republik, Heft 6, <http://www.b-republik.de/archiv/das-versagen-der-selbstgerechten-etablierten> (letzter Aufruf 20. Dezember 2016).
- Bohnsack, R., Marotzki, W., Meuser, M. (Hg.) 2006: Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung. Opladen: Leske u. Budrich.
- Butzlaff, F. 2016: Die neuen Bürgerproteste in Deutschland. Organisatoren, Erwartungen. Demokratiebilder. Bielefeld: Transcript.
- Geiges, L. 2014: Occupy in Deutschland. Die Protestbewegung und ihre Akteure. Bielefeld: Transcript.
- Geiges, L., Marg, S., Walter, F. 2015: Pegida. Die schmutzige Seite der Zivilgesellschaft. Bielefeld: Transcript.
- Flick, U. 1995: Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften. Reinbek: Rowohlt.

- Flick, U., von Kardorff, E., Steinke, I. 2007: Was ist qualitative Forschung? Einleitung und Überblick. In dies. (Hg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Reinbek: Rowohlt, 13–29.
- Heim, T. 2017: *Pegida als Spiegel und Projektfläche. Wechselwirkungen und Abgrenzungen zwischen Pegida, Politik, Medien, Zivilgesellschaft und Sozialwissenschaften*. Wiesbaden: VS.
- Klecha, S., Marg, S., Butzlaff, F. 2013: Wie erforscht man Protest. In S. Marg, L. Geiges, F. Butzlaff, F. Walter. (Hg.): *Die neue Macht der Bürger. Was motiviert die Protestbewegungen?* Reinbek: Rowohlt, 14-47.
- Krueger, R. 1998. *Moderating Focus Groups*, London: Sage.
- Krueger, R., Casey, M. 2014: *Focus Groups: A practical Guide for Applied Research*. London: Sage Publications.
- Kühn, T., Koschel, K.-V. 2011: *Gruppendiskussionen. Ein Praxis-Handbuch*. Wiesbaden: VS.
- Lamnek, S. 1995: *Qualitative Sozialforschung. Methoden und Techniken*, Bd. 2. Weinheim: Beltz.
- Loos, P. 1998: *Mitglieder und Sympathisanten rechtsextremer Parteien: Das Selbstverständnis von Anhängern der Partei „Die Republikaner“*. Wiesbaden: VS.
- Mack, B., Tampe-Mai, K. 2012: Konzeption, Diskussionsleitfaden und Stimuli einer Fokusgruppe am Beispiel eines BMU-Projekts zur Entwicklung von Smart Meter Interfaces und begleitenden einführenden Maßnahmen zur optimalen Förderung des Stromsparens im Haushalt. In M. Schulz, B. Mack (Hg.), *Fokusgruppen in der empirischen Sozialwissenschaft. Von der Konzeption bis zur Auswertung*. Wiesbaden: VS, 66–89.
- Marg, S., Geiges, L., Butzlaff, F., Walter, F. (Hg.) 2013: *Die neue Macht der Bürger. Was motiviert die Protestbewegungen?* Reinbek: Rowohlt.
- Nachtwey, O. 2015: Rechte Wutbürger. Pegida oder das autoritäre Syndrom. *Blätter für deutsche und internationale Politik*, 60. Jg., Heft 3, 81-89,
<https://www.blaetter.de/archiv/jahrgaenge/2015/maerz/rechte-wutbuenger> (letzter Aufruf 20. Dezember 2016).
- Patzelt, W. 2015: Was und wie denken PEGIDA-Demonstranten? Analyse der PEGIDA-Demonstranten am 25. Januar 2015, Dresden. Ein Forschungsbericht, <https://tu-dresden.de/gsw/phil/powi/polsys/ressourcen/dateien/forschung/pegida/patzelt-analyse-pegida-2015-01.pdf?lang=de> (letzter Aufruf 20. Dezember 2016).
- Patzelt, W., Klose, J. 2016: *Pegida. Warnsignale aus Dresden*. Dresden: Thelem.
- Rehberg, K.-S., Kunz, F., Schlinzig, T. 2016: *Pegida. Rechtspopulismus zwischen Fremdenangst und „Wende“-Enttäuschung? Analysen im Überblick*. Bielefeld: Transcript.
- Reuband, K.-H. 2015: Wer demonstriert in Dresden für Pegida? Ergebnisse empirischer Studien, methodische Grundlagen und offene Fragen. *Mitteilungen des Instituts für Deutsches und Internationales Parteienrecht und Parteienforschung* 21, 133-143.
- Rucht, D., Daphi, P., Kocyba, P., Neuber, M., Roose, J., Scholl, F., Sommer, M., Stuppert, W., Zajak, S. 2015: *Protestforschung am Limit. Eine soziologische Annäherung an PEGIDA*. ipb working paper, https://www.wzb.eu/sites/default/files/u6/pegida-report_berlin_2015.pdf (letzter Aufruf 20. Dezember 2016).
- Sader, M. 2002: *Psychologie der Gruppe*. Weinheim: Beltz.
- Schulz, M. 2012: Quick and easy!? Fokusgruppen in der angewandten Sozialwissenschaft. In M. Schulz, B. Mack, O. Renn (Hg.), *Fokusgruppen in der empirischen Sozialwissenschaft*. Wiesbaden: VS, 9–22.
- Sperling, J.B., Stapelfeldt, U., Wasseveld, J. 2007: *Moderation*, Freiburg: Haufe.
- Teune, S., Ullrich, P. 2015: Demonstrationsbefragungen – Grenzen einer Forschungsmethode. *Forschungsjournal Soziale Bewegungen*, 28. Jg., Heft 3, 95-100.

- Vorländer, H., Herold, M., Schäler, S. 2015: Wer geht zu Pegida und warum? Eine empirische Untersuchung unter PEGIDA-Demonstranten in Dresden. Schriften zur Verfassungs- und Demokratieforschung, Nr. 1, https://tu-dresden.de/gsw/phil/powi/poltheo/ressourcen/dateien/news/vorlaender_herold_schaeller_pegida_studie?lang=de (letzter Aufruf 20. Dezember 2016).
- Vorländer, H., Herold, M., Schäler, S. 2016: Pegida. Entwicklung, Zusammensetzung und Deutung einer Empörungsbewegung. Wiesbaden: VS.
- Walter, F. 2014: Bastarde der Demokratisierung? Göttinger Themenhefte zu Zeitfragen von Politik, Gesellschaft und Sozialkultur, Heft 1, 6–11.
- Walter, F. 2015: Studie zu Demos in Dresden: Psychogramm der Pegida-Anhänger. Spiegel Online, <http://www.spiegel.de/politik/deutschland/pegida-franz-walter-legt-studie-zu-demonstranten-in-dresden-vor-a-1013688.html> (letzter Aufruf 20. Dezember 2016).
- Werner Mangold, W. 1973: Gruppendiskussion. In R. König (Hg.), Handbuch der empirischen Sozialforschung, Band 2. Grundlegende Methoden und Techniken der empirischen Sozialforschung. Erster Teil. Stuttgart: Enke, 228–259.